

Ein Wort zu Beginn

von Theo Hug

Sehr geehrtes Rektorenteam, liebe Kolleginnen und Kollegen, verehrte Festgäste!

Die Einladung zu diesem feierlichen Anlass einige „Worte zu Beginn“ zu sprechen ehrt und freut mich zugleich. Ich erlebe das auch als große Herausforderung – weniger deshalb, weil die Gruppe der nach § 99 (3) UG 2002 berufenen Kolleginnen und Kollegen um 50% größer ist als die andere Gruppe. Es liegt auch weniger an der Heterogenität der Gruppe. Wie Sie in den Kurzvorstellungen hören konnten, ist in beiden Gruppen ein breites Spektrum von Fachbereichen vertreten, und ich sehe durchaus Themen, die uns über die Fachgrenzen und unterschiedlichen Wissenschaftsauffassungen hinweg verbinden.

Es ist aber in den nunmehr 342 Jahren des Bestehens unserer Alma Mater das erste Mal, dass bei so einer Feier zwei Gruppen von Professoren und Professorinnen begrüßt werden. Und das scheint mir doch bemerkenswert zu sein, zumal das meines Wissens auch international gesehen eine Besonderheit darstellt.

Was macht denn nun den Unterschied zwischen diesen Gruppen aus, werden Sie, verehrte Festgäste, sich vielleicht fragen, und wie viele Arten von Professoren und Professorinnen gibt es denn noch? Es würde zu weit führen, hier einen vollständigen Überblick zu geben oder eine Skizze der groben oder gar der feinen Unterschiede zu versuchen. Ich erinnere nur an außerordentliche und ordentliche, Junior- und Senior-, sowie an tit.ao.- und AssistenzprofessorInnen. Manche unter Ihnen erinnern sich vielleicht an den einen oder die andere ProfessorIn aus der Schulzeit oder daran, dass zum Beispiel auch Hans Hass (1977) und Udo Jürgens (1985) einmal den Titel "Professor" bekommen haben. Die Liste von verschiedenen Amts- und Funktionsbezeichnungen und von Berufs- und Ehrentiteln ließe sich fortsetzen. Es würde hier auch zu weit führen, auf fachspezifische, organisationssoziologische, gerechtigkeits-theoretische, geschlechterdifferenzierende, standespolitische oder personalpolitische Erwägungen einzugehen, die in diesem Zusammenhang eine Rolle spielen.

Wenn Sie fragen, was den *Beginn* unterscheidet, dann lässt sich das schon leichter beantworten. Vereinfacht gesprochen kann man sagen, dass der Beginn für die nach §99 (3) UG 2002 Berufenen weiter zurück liegt. Wir haben uns sozusagen schon

früher für den Wissenschaftsstandort Innsbruck entschieden und Tirol als Lebensmittelpunkt gewählt, und wir haben diese Entscheidung nun bekräftigt.

Wir haben schon länger das Privileg, an dieser ehrwürdigen Einrichtung unsere Forschungsfragen und -projekte zu bearbeiten. Wir haben curriculare Entwicklungen mitgestaltet und uns in der Lehre und in der akademischen Selbstverwaltung engagiert. Bei alledem haben wir in unterschiedlichen Funktionen und Rollen die Universität als eine demokratisch geführte kennengelernt. Wir haben uns dann zunächst mehrheitlich gegen das Umbauvorhaben nach wirtschaftlichen Vorbildern gewehrt und wir haben zuletzt den Umbau in der monokratischen Verfassung mitgestaltet.

Wenn wir nun mit neuer Motivation und mit verstärktem Einsatz unsere wissenschaftliche Kompetenz an der Leopold-Franzens-Universität einbringen, dann sollten wir dabei nicht vergessen, dass bekannte Probleme wie die Unterfinanzierung allzu vieler Teilbereiche, die Raumknappheit und die schwindenden Freiräume für Lehrende und Studierende, das wachsende wissenschaftliche Prekariat und die zunehmende ‚Unbildung‘, und nicht zuletzt die Wirkungen und unerwünschten Nebenwirkungen des Bologna-Prozesses weiter zur Bearbeitung anstehen. Wir sollten auch nicht vergessen, dass sich mit den Berufungen nach § 99 (3) UG 2002 an der Betreuungsrelation nichts ändert – sie ist in vielen Fächern weiterhin sehr verbesserungswürdig.

Ähnlich verhält es sich im Bereich der Lehre, wo mit diesen Berufungen keine "kritische Masse" in dem Sinne erreicht wird, dass ein kaum zu stoppender Prozess der sukzessiven Auflösung der Nöte in den Massenfächern in Gang kommen würde. Aber auch dort, wo der studentische Andrang nicht so groß ist, sollten wir uns selbstkritisch fragen, was es für die Qualität der Lehre bedeutet, wenn für mehr und mehr Studierende die Sammlung von ECTS-Punkten in den Vordergrund rückt und für die Lehrenden die Sammlung von "Impact"-Punkten aller Art.

Wenn ich hier "die" Studierenden und Lehrenden sage, dann will ich damit weder eine vereinfachte Arbeitsteilung noch Homogenität suggerieren. Wir haben es in beiden Hinsichten mit einer Vielzahl von Herkunft und Orientierungen zu tun. Ich teile auch die Auffassung nicht, dass es heute im Wesentlichen darum gehe, sich auf die "Netzgeneration" (Don Tapscott) und sogenannte "digital natives" (Marc Prensky) einzustellen – und zwar nicht nur deshalb, weil diese Begrifflichkeiten als solche schon problematisch und mit unzulässigen Verallgemeinerungen verknüpft sind.

Die Lage ist insgesamt weit komplexer – ganz abgesehen davon, dass es zu allen Zeiten immer wieder gewisse Spannungen zwischen den Generationen gab. Ich erinnere mich zum Beispiel an einen Studienkollegen, der als Lehramtskandidat an

einem Philosophie-Seminar teilnehmen wollte. Auf die Frage des Professors "Haben Sie Kant gelesen?" antwortete er: "Nein, ich warte bis er verfilmt wird."

Wo digitale Anmeldesysteme zwischengeschaltet sind, werden solche Begegnungen selten. Das betrifft nicht nur die sogenannten "Bücherwissenschaften" - das betrifft das Wissenschaftssystem als Ganzes. Mehr noch: Die Prozesse der Medialisierung und Digitalisierung betreffen praktisch alle Lebensbereiche.

Was die Universitäten anbelangt, so hat sich in der auf dem Buchdruck basierenden Moderne ein relativ stabiles Zusammenspiel der internen und externen Wissenschaftskommunikation herauskristallisiert. Universitäten waren dabei sowohl durch Autonomie als auch durch Interdependenz charakterisiert. Auch wenn das Verhältnis zur Gesellschaft und ihren Institutionen immer wieder neu verhandelt wurde, so konnten sich in printbasierten Wissenschaftskulturen die Relationen von Forschung, Lehre und Verwaltung doch vergleichsweise langfristig etablieren. Das hat sich geändert. Oberflächlich betrachtet lassen sich solche Veränderungen im wissenschaftlichen Alltag an den Ambivalenzen ablesen, die mit den digitalen Entwicklungen für viele von uns verbunden sind. Dies lässt sich anhand einiger Beispiele leicht verdeutlichen:

- Wir haben heute mehr didaktische Möglichkeiten der mediengestützten Lehre sowohl für Präsenzveranstaltungen als auch für individualisierte Angebote für spezielle Zielgruppen wie berufstätige Studierende oder Studierende mit Kindern – aber welche können wir faktisch nutzen?
- Wir haben in weiten Teilen der Universität gute technische Grundausstattungen mit Beamern und PCs – wir haben aber kaum studentische Hilfskräfte zur begleitenden Betreuung von Lehrveranstaltungen und selten Zeit für mühevollen Einzelbetreuungen.
- Wir haben Verwaltungsinformationssysteme und Steuerungsinstrumente, die Abläufe abbilden und Übersichten für EntscheidungsträgerInnen erleichtern – deren Bedienung kostet aber sehr viel und oft unverhältnismäßig viel Zeit. Sogar im aktuellen Rahmenkonzept für einen Hochschulplan ist von der nicht zu vernachlässigenden Belastung durch sehr breit gefasste Reportingpflichten die Rede.¹ Die Frage, inwieweit wir mit diesem Aufwand auch Steuerungsfiktionen bedienen, wird dort allerdings nicht gestellt.

¹ Vgl. den Bericht von Antonio Loprieno, Eberhard Menzel und Andrea Schenker-Wicki "Zur Entwicklung und Dynamisierung der österreichischen Hochschullandschaft – eine Außensicht. Rahmenkonzept für einen Hochschulplan", online abrufbar unter http://www.bmwf.gv.at/fileadmin/user_upload/aussendung/expertenbericht/Bericht_ExpertInnen_Final_110822.pdf (Stand: 14.10.2011), hier S. 57.

- Wir können mit den digitalen Hilfsmitteln neue Fragestellungen bearbeiten, neue Gegenstandsbereiche erschließen und Methodeninnovation betreiben – aber behandeln wir dabei auch Fragen von Belang und aktuell relevante Probleme?
- Wir haben kostengünstige Möglichkeiten der Vernetzung und der Öffentlichkeitsarbeit – nutzen wir sie auch für Öffnungsstrategien (z. B. Open Content, Open Access) und zur Verbesserung der Partizipationschancen an Wissenschaft und Bildung?

Was den tiefgreifenden Strukturwandel betrifft, der mit den Digitalisierungsprozessen und mit den historisch neuen Formen der soziotechnischen Integration einhergeht, so stehen wir da noch ganz am Anfang. Wir verstehen die Tragweite der Dynamiken und Bedeutsamkeiten allenfalls in ersten Umrissen.

Wenn wir in dieser Situation als neu berufene Professorinnen und Professoren unsere Verantwortung wahrnehmen und zur Lösung von praktischen wie theoretischen Problemen beitragen, dann besteht dabei die Aufgabe insbesondere

- in der Entwicklung verschiedener Wissensformen und Methodologien und nicht alleine in der Feststellung überprüfbares Wissens,
- in der Kultivierung verschiedener Formen des kritischen Denkens, und nicht in der Erziehung zur einzig wirklich kritischen Denkform,
- in der Entfaltung verschiedener Bildungsansprüche und nicht in der Reduktion von Bildung auf "marktgerechte" Qualifizierung,
- und nicht zuletzt im Ausbalancieren von Nutzenorientierungen im Spannungsfeld von nutzloser Nützlichkeit und nützlicher Nutzlosigkeit.²

In diesem Sinne danke ich für die Anerkennung unserer bisherigen Leistungen und allen, die sie ermöglicht haben. Ich wünsche uns auch in Zukunft viel Erfolg in der Forschung und in der Lehre und gutes Gelingen bei der Kultivierung von Wissenschaft als einer bejahenswerten Lebensform.

² Vgl. Kappus, Helga (Hrsg.) (2002): *Nützliche Nutzlosigkeit. Bildung als Risikokapital*. Wien: Passagen-Verlag.